
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 30. 1892.

Der Moorhof.

Roman von **Ferdinand Hermann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Gegessen und getrunken haben Sie unter solchen Umständen in den letzten vierundzwanzig Stunden wahrscheinlich auch nicht viel," meinte Frau Habermann zu Helene, als sie auf einem Stuhle untergebracht war, und für einen Moment hatte es den Anschein, als wolle sie die zweimal verschmähten Rühreier nun zum dritten Male anbieten. Aber nach einem Blick auf das feine Gesichtchen, das mit geschlossenen Augen matt wie eine welkende Blüthe gegen die Stuhllehne gesunken war, zog sie den Arm, den sie bereits nach der Schüssel ausgestreckt hatte, wieder zurück. Aus einem verschlossenen Schranke förderte sie statt dessen nach längerem Suchen eine halbgeleerte Flasche Wein zu Tage, und sie ruhte nicht, bis Helene ein Glas geleert und dazu einige Biscuits, die ebenfalls den geheimen Vorräthen entnommen worden waren, gegessen hatte. Noch viel wunderbarer als diese Freigebigkeit war die fast unglaubliche Thatsache, daß die neugierige Frau aus zarter Rücksicht auf den angegriffenen Zustand ihres Schützlings ihren heißen Wissensdurst bezwang und nicht eine einzige Frage nach dem Namen, der Herkunft oder den sonstigen Verhältnissen an Helene richtete. Soweit sie überhaupt zärtlicher Fürsorge fähig war, legte sie dieselbe jetzt an den Tag, und erst, als die Athemzüge des jungen Mädchens diejenigen einer ruhig Schlummernden geworden waren, verließ sie das Stübchen, das sie selber unter vielem Aechzen in aller Eile hergerichtet hatte.

„Da hätten wir ja das Haus nun glücklich voll," murmelte sie, während sie unten im Gastzimmer die qualmende Lampe löschte, „und dabei ist heute nicht einmal der Tag, wo wir Gäste bekommen!"

12.

Um dieselbe Zeit warf über den Arbeitstisch des Landrichters Holleben die von einem grünen Schirm umhüllte Studirlampe ihr mild gedämpftes Licht. Der alte Herr, der hier inmitten seines behaglichen Junggesellenheims noch um Vieles freundlicher und gütiger aussah, als im Verhörzimmer, war mit einem Aktenbündel beschäftigt, in welchem er immer wieder sehr aufmerksam las. Dabei blies er unaufhörlich so dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife, daß das Zimmer von einem dichten, bläulichen Nebel erfüllt war. Schon zweimal war an die Thüre geklopft worden, ohne daß er es gehört oder doch beantwortet hätte. Als jetzt aber eine angenehme männliche Stimme von der Schwelle her ertönte: „Guten Abend, lieber Onkel! Ist es erlaubt, Dich zu stören?" da zeigte sich der Landrichter keineswegs ärgerlich überrascht, sondern streckte mit gutmüthigem Lächeln dem Eintretenden seine Hand entgegen.

„Nur herein, Guido! Ich sitze zwar tief in der unangenehmsten Arbeit von der Welt; aber Du bist ja ein vernünftiger Junge, der nicht verlangt, daß man über Hunde oder Pferde mit ihm plaudert. Vielleicht kannst Du mir helfen, endlich den erhellenden Lichtstrahl in dies undurchdringliche Dunkel zu bringen."

Wie zwei gute Kameraden schüttelten sie sich die Hände, dann zog der Assessor v. Reichenbach einen Stuhl neben den Arbeitstisch seines Onkels. Seine klugen Augen blickten ernst durch die glitzernden Brillengläser.

„Freising hat also auch heute nichts eingestanden? Natürlich, wie sollte er auch dazu kommen, da er nicht der Schuldige ist!"

„Alle Wetter, Du sagst das mit einer Zuversicht, die nichts weniger als ein Kompliment für meinen kriminalistischen Scharfblick ist. Und das Schlimmste ist, daß ich Dir im Grunde meines Herzens nur zu gerne Recht geben möchte. Niemals während meiner Thätigkeit als Unter-



Erbprinz Wilhelm von Nassau, Erbgroßherzog von Luxemburg. (S. 235)

suchungsrichter ist es mir so schwer geworden, eine Verhaftung zu verfügen, als in diesem Falle, und doch wäre es eine unverantwortliche Pflichtwidrigkeit gewesen, es zu unterlassen. Wenn der Mann im Verhöre vor mir steht, hat er eine Haltung und ein Benehmen, die unmöglich nur geschickt durchgeführte Schauspielerei sein können, und doch deutet Alles, was vor und nach der That geschehen ist, nur auf ihn und auf ihn allein."

„Er ist trotzdem unschuldig, und es ist sehr schlimm, daß man ihm die Freiheit noch immer nicht wiedergeben konnte. Wäre ich an Deiner Stelle, Onkel, ich hätte seine Haftentlassung bereits verfügt."

„Und auf welchen Beweis seiner Schuldlosigkeit hin, mein junger Brausekopf? Schließlich hat man doch noch merkwürdigere Verstellungskünste bei Verbrechern erlebt, als diese, und ein Untersuchungsrichter hat mit den vorhandenen Thatsachen zu rechnen, nicht mit seinen persönlichen Eindrücken und Sympathien."

„Aber diese Thatsachen sprechen keineswegs durchaus gegen Freising. Meinem Dafürhalten nach ist ein anderes Individuum viel schwerer belastet, als er, und ich fürchte, daß man diesem Anderen nur zu viel Zeit läßt, sich mit seinem Raube in Sicherheit zu bringen."

Der Landrichter stieß ganz gewaltige Dampfwolken von sich, wie er gern zu thun pflegte, wenn seine Gedanken sehr lebhaft arbeiteten; dann aber schüttelte er mißbilligend den Kopf und blätterte in seinem Aktenbündel.

„Deine merkwürdige Voreingenommenheit gegen diesen Grafen Ramin bringt Dich um die gewöhnliche Klarheit und Schärfe Deines Verstandes, lieber Guido. Laß Dir noch einmal in aller Kürze sagen, wie die Sache nach den bisherigen Feststellungen liegt. Freising hat, wie er selbst bekennt, von jeher keineswegs freundschaftliche Gesinnungen gegen Kreuzkamp gehegt. Er war klug genug, seine Abneigung gegen den Ermordeten nicht zu leugnen, denn er konnte voraussehen, daß wiederholte Aeußerungen derselben durch einwandsfreie Zeugen festgestellt werden würden. Zu dieser bereits bestehenden Abneigung nun, die auf ganz allgemeine Ursachen zurückzuführen war, hatte sich in jener verhängnißvollen Nacht noch eine rasende Eifersucht gesellt, die den jungen Mann natürlich viel gewaltiger packen und bis in die innersten Tiefen seines Wesens erschüttern mußte, als wenn es sich um irgend einen anderen Gegner gehandelt hätte. Beweis dafür ist, daß Freising, der nach allen übereinstimmenden Zeugnissen ein ruhiger, verständiger Mann und ein Mann von guter Erziehung ist, sich schon vor dem Armbrecht'schen Parke dazu hinreißen ließ, Hand an Kreuzkamp zu legen. Vielleicht hat nur die rechtzeitige Dazwischenkunft anderer Personen verhindert, daß er nicht schon da zum Mörder an seinem Nebenbuhler wurde, und es ist wohl ziemlich klar, daß die Demüthigung, mit welcher diese Scene für Freising endete, seinen Haß und seine Wuth gegen den glücklicheren Nebenbuhler nur noch um ein Gewaltiges steigern mußte. — Die weiteren Vorgänge lassen sich ohne einen großen Aufwand von Phantasie errathen. Freising wußte, daß Kreuzkamp auf dem Heimwege nach Gollnow den Moorhof passiren müsse; er wußte auch, daß er allein sein würde, denn er kannte unzweifelhaft Kreuzkamp's Gewohnheit, seine Besuche in der Umgegend zu Pferde zu machen. Vielleicht hatte er von vornherein nicht einmal die Absicht, ihn zu ermorden, vielleicht wollte er ihn nur zur Rede stellen oder ihn zu einem freiwilligen Verzicht auf die Hand der jungen Dame bewegen. Erst eine höhnische Erwiederung Kreuzkamp's mag ihn, wie ich zu seinen Gunsten annehmen will, veranlaßt haben, sich der Waffe zu bedienen, die er zur Vertheidigung, nicht zum Angriff zu sich gesteckt haben mag. Dafür spricht möglicherweise der Umstand, daß die beiden Schüsse nach dem Urtheil der Sachverständigen nicht aus einem Hinterhalt, sondern aus unmittelbarster Nähe abgegeben sein müssen, da das Pulver das Hemd des Ermordeten versengt hatte. — Du siehst, lieber Guido, daß ich bemüht bin, den Sachverhalt in die denkbar mildeste Beleuchtung zu rücken, und ich gebe Dir die Versicherung, daß ich es dem Angeschuldigten fast über die Grenzen meiner Pflicht hinaus nahegelegt habe, in diesem Sinne ein Geständniß zu machen. Aber mein Zureden war umsonst. Freising beharrt dabei, keinen Antheil an dem Verbrechen zu haben, und es beirrt ihn nicht in seinem hartnäckigen Leugnen, daß noch eine ganze Reihe weiterer Umstände sehr gewichtig gegen ihn zeugt. Er ist außer Stande, in glaubhafter Weise zu erklären, warum er die Nacht in seinen durchnäßten, beschmutzten und zerrissenen Kleidern auf dem Sopha zubrachte, statt sich in's Bett zu legen, wie es doch nach der ungeheuren Anstrengung bei der Feuersbrunst bei Weitem das Natürlichste gewesen wäre. Auch ist es mindestens verdächtig, daß er von dem Knall der beiden Schüsse nichts gehört haben will, obwohl sie doch in der nächsten Nachbarschaft des Moorhofes abgefeuert wurden. Am meisten aber belastet ihn sein Benehmen nach der Entdeckung des Verbrechens. Die Aussagen des Buchhalters Wendland sind für mich in diesem Punkte von um so größerer Bedeutung, als der Mann gar nicht die Absicht hatte, damit etwas Belastendes gegen Freising zu bekunden. Sein verstörtes Aussehen, seine wirren Reden erklären sich nur durch die naheliegende Furcht, daß man gekommen sei, ihn wegen der Blutthat zur Rechenschaft zu ziehen. Bei der Erkenntniß, daß man noch keinen Verdacht gegen ihn gefaßt habe, änderte er dann sofort sein Verhalten, zeigte sich von der liebenswürdigsten Seite, stellte sein bestes Zimmer für die vorläufige Unterbringung der Leiche zur Verfügung und wollte sogar bei der Hereinschaffung derselben mit eigenen Händen behilflich sein. Angesichts seines Opfers aber verließ ihn die Kraft. Der starke Mann hatte einen Ohnmachtsanfall oder er heuchelte einen solchen, um sich zurückziehen zu können. Ich denke doch, das wären, in ihrer Gesammtheit betrachtet, Beweise genug."

Der Landrichter hätte sich keinen aufmerksameren Zuhörer wünschen können, als seinen Neffen; aber wenn ihn Guido auch nicht ein einziges Mal in seiner Darlegung unterbochen hatte, so zeigte er sich doch keineswegs überzeugt.

„Und die Waffe, welche zur Ausführung des Verbrechens gedient hat?" fragte er. „Man hat bei der Haussuchung im Moorhofe nur eine Jagdflinte gefunden, und aus dieser sind nach dem Zeugniß der Sachverständigen die Schüsse nicht abgegeben worden."

„Allerdings! Der Mörder muß im Besitz eines Revolvers gewesen sein. Aber so ein Ding ist wenig umfangreich und läßt sich leicht genug irgendwo verstecken, wo es auch der feinste Spürsinn nicht entdecken kann. Ich lege gerade auf diesen Umstand das allergeringste Gewicht."

„Meinetwegen. Aber da ist noch etwas Anderes: der Check auf die Bank von England. Auch er bleibt trotz alles Suchens spurlos verschwunden. Glaubst Du etwa, daß Freising ihn gestohlen habe?"

Holleben stützte den Kopf in die Hand und seufzte.

„Ja, dieser unglückselige Check! Er hat mir wahrhaftig schon Kopfzerbrechen genug verursacht. Die Angaben des Buchhalters Wendland haben sich als richtig erwiesen. Kreuzkamp hat dem Grafen Ramin im Laufe des Abends die mitgebrachte Geldsumme ausgezahlt und dafür den Check erhalten. Die Leiche war nicht beraubt, die Taschen augenscheinlich nicht durchwühlt, aber das Papier ist nicht da. Wo in aller Welt kann es geblieben sein?"

„Noch eine Frage, Onkel! Hat Ramin seines letzten Geldgeschäftes mit Kreuzkamp freiwillig Erwähnung gethan?"

„Dazu hatte er kaum eine Veranlassung."

„Du hast ihn also geradezu darum befragt?"

„Ja."

„Und er räumte es ohne Umschweife ein?"

„Zuerst schien er wohl ein wenig betroffen; doch nicht wie ein schuldbewußter Verbrecher, sondern wie Jemand, der unangenehm überrascht ist, zu sehen, daß Andere einen Einblick in seine Privatverhältnisse gewonnen haben. Dann aber bestätigte er mir freimüthig, was ich bereits wußte."

„Das heißt: gerade weil Du ihm Deine Kenntniß von der Sache verrathen hattest, war er klug genug, nichts zu leugnen. Und Du verschafftest Dir einen genauen Einblick in seine Verhältnisse?"

„Ich hatte kaum eine einzige darauf bezügliche Frage an ihn gerichtet, als er mir freiwillig eine ganze Reihe von Papieren vorlegte, die jeden Zweifel an der Richtigkeit seiner Personalangaben beseitigen mußten."

„Gleichviel. Ich werde dennoch nicht aufhören, ihn für einen Betrüger zu halten, und ich bleibe dabei: nur Ramin kann Kreuzkamp's Mörder sein. Diesen Check, von dem da die Rede ist, Niemand hat ihn gesehen. Wo ist die Gewähr dafür, daß er überhaupt existirte? Kreuzkamp hatte Vertrauen zu Ramin, weil frühere kleinere Geschäfte glatt erledigt worden waren. Es ist recht wohl denkbar, daß er ihm das Geld eingehändigt hat auf die Zusage hin, der Check werde ihm am folgenden Tage ausgeliefert werden. Und weil Ramin, der die Anweisung wahrscheinlich gar nicht besaß, zur Erfüllung dieses Versprechens natürlich nicht im Stande war, zog er es vor, seinen Gläubiger für immer zum Schweigen zu bringen. Das ist die eine Möglichkeit, und zwar diejenige, welche meiner Ansicht nach am nächsten liegt."

„Und die andere?"

„Die andere ist, daß Kreuzkamp den Check wirklich erhielt und ihn in Ramin's Gegenwart irgendwo in seinen Kleidern verwahrte, wo er nachher von dem Räuber leicht aufzufinden war. Die kleine Geldsumme, welche der Ermordete sonst noch bei sich führte, und nun gar seine Schmucksachen, waren daneben für den Verbrecher natürlich ohne jeden Werth."

„Du entwickelst da einen merkwürdigen Scharfsinn, lieber Guido, und es ist nur schade, daß er auf eine so haltlose Kombination verschwendet wird. Angenommen selbst, es lägen noch viel gewichtigere Verdachtsmomente gegen den Grafen vor, müßten sie dann nicht ohne Weiteres in sich zusammenfallen gegenüber dem ganz überzeugenden Alibi-Beweis, welchen die Aussagen seiner Dienerschaft in sich schließen? Und hast nicht Du selber dazu beigetragen, diesen Alibi-Beweis zu einem vollständigen zu machen?"

Der Assessor v. Reichenbach erhob sich von seinem Sitz und begann in steigender Erregung auf und nieder zu schreiten.

„Das ist es eben, Onkel, was mich beständig verfolgt und meine Gedanken unausgesetzt beschäftigt. Hier stehe ich vor einem Räthsel, nach dessen Lösung ich bisher vergebens gesucht habe. Und doch muß sie gefunden werden, schnell gefunden werden, denn sie ist ja gleichbedeutend mit der Ueberführung des Mörders."

„Gib Dir keine Mühe, mein Junge. Die Gesetze von Raum und Zeit lassen sich nun einmal nicht über den Haufen werfen. Es ist erwiesen, daß Kreuzkamp in der Gesellschaft des Grafen etwa um zwei Uhr Schloß Schönheide verließ. Du selbst bist dem Grafen später auf der Landstraße begegnet, als er im Begriff war, sich nach seinem Hause zu begeben. Damals konnte das Verbrechen noch nicht ausgeführt worden sein, und auch die ohnedies sehr fernliegende Möglichkeit, daß Ramin nach eurer Begegnung umgekehrt sei, um mit einem rasenden Ritt den schon in weiter Entfernung befindlichen Kreuzkamp einzuholen, ist ausgeschlossen, da er erwiesenermaßen bereits um drei Uhr in seinem Landhause war. Um dieselbe Stunde etwa muß Kreuzkamp erschossen worden sein. Macht nicht diese einfache Thatsache all' Deine Klügeleien zu Schanden?"

„Es scheint so, Onkel; aber ich bin dennoch nicht überzeugt. Wodurch ist denn der Beweis geführt, daß Ramin sich um drei Uhr in seinem Hause befand? Der Einzige, welcher behauptet, ihn in eigener Person gesehen zu haben, ist sein Reitknecht, und dieser kann recht wohl im Einverständniß mit seinem Herrn gewesen sein."

Noch einmal, und diesmal viel entschiedener als zuvor, schüttelte der Landrichter den Kopf.

„Offen gestanden, lieber Guido: Deine Hartnäckigkeit fängt nachgerade an, mir unheimlich zu werden. Mit solchen Zweifeln und Vermuthungen könntest Du schließlich auch mich selber in den Verdacht bringen, das Verbrechen begangen zu haben. Laß Dir von einem alten und erfahrenen Kriminalisten sagen, daß es nichts Gefährlicheres gibt, als das zähe Festhalten an einer vorgefaßten Meinung, und das Aufgreifen jedes zufälligen Umstandes, der auf eine neue Spur zu führen scheint. Da hat sich zum Beispiel heute der Wegewärter bei mir gemeldet, dessen Häuschen an der nach der Kreisstadt führenden Landstraße liegt. Er hatte mir angeblich eine wichtige Mittheilung in Bezug auf den vorliegenden Fall zu machen, und was war es, das er schließlich vorbrachte? Er hat um die Zeit der Morgendämmerung in jener Nacht einen Menschen aus dem Moor kommen sehen, welcher sehr schmutzig aussah, stark hinkte und sich in der Richtung nach der Kreisstadt entfernte. Wenn ich nun anfangen wollte, nach diesem räthselhaften Unbekannten zu suchen, würde ich damit nicht viel kostbare Zeit unnütz verzetteln?"

Mit sichtlichem Interesse hatte Guido aufgehorcht.

„Ich meine vielmehr, Onkel, daß Du die unabweisliche Pflicht hast, auch diese Spur zu verfolgen. Wer weiß, ob sie nicht ebenfalls in dem Landhaus des Grafen ihr Ende findet?"

„Ah, das ist doch arg!" sagte der Landrichter, indem er seine Pfeife bei Seite stellte und sich nun ebenfalls erhob. „Für's Erste, mein Junge, sei Dir gesagt, daß Keiner von den Insassen des Landhauses meiner Erinnerung nach auch nur im Mindesten hinkte, als sie noch am nämlichen Tage zu ihrer Vernehmung bei mir erschienen. Zum Zweiten aber will ich jetzt nicht mehr als Dein juristischer Kollege, sondern als Dein väterlicher Freund noch ein ernstes Wörtchen mit Dir sprechen. Du räumst mir doch das Recht dazu ein — wie?"

„Welch' eine Frage, Onkel! Verdanke ich Dir denn nicht mehr, als meinem Vater?"

„Ach, lassen wir das bei Seite. Die Hauptsache ist, daß Du nicht an meiner Freundschaft und an meinem guten Willen zweifeln wirst, wie ich hoffe. Kurz heraus also: Du bist ein schlechter Komödiant, mein Junge."

„Ein Komödiant, Onkel?"

„Ja! Gehst Du nicht seit zwei Tagen damit um, mir eine Komödie vorzuspielen, indem Du ein rein akademisches Interesse erheuchelst für einen Kriminalfall, der Dich herzlich kalt lassen würde, wenn Du nicht mit Deinem eigenen Herzen bei der Sache betheiligt wärest? Leugne nicht, Guido, denn es würde das erste Mal sein, daß ich Dich auf einer Unwahrheit ertappte. Du selber hast Dich verrathen, indem Du mir nach der Heimkehr von dem Armbrecht'schen Feste erzähltest, wie sehr es Dich entrüstet habe, den Grafen Ramin als offenkundigen Bewerber um die schöne Tochter des Herrn Armbrecht wiederzufinden. ‚Es wäre unerhört, wenn der Glücksritter und Betrüger auch dies Mädchen unglücklich machen dürfte. Aber was an mir liegt, wird gewiß geschehen, um es zu verhindern!' So lauteten Deine eigenen Worte, und ich glaubte schon damals zu wissen, wie viel die Glocke geschlagen habe. Doch ich kannte weder Herrn Armbrecht, noch seine Tochter, noch den Grafen Ramin, und ich hatte unbeschränktes Vertrauen zu meinem klugen, verständigen, ehrenhaften Neffen. Dann aber kam diese abscheuliche Mordgeschichte, und wenn ich auch die Theilnahme zu begreifen und zu billigen vermochte, welche Du von Anfang an dem Verlauf der Untersuchung zugewendet, so hat mich doch Deine seltsame Parteinahme gegen den Grafen, der Dir doch ein völlig Fremder ist, mehr und mehr in Staunen versetzt. Heute Abend vollends habe ich aufgehört, Dich zu verstehen. Das betrübt mich, und eben weil ich eine sehr gute Meinung von Dir habe, mein Junge, kann ich nicht unterlassen, Dich zu warnen. Wer da berufen ist, über Andere zu Gericht zu sitzen, der soll vor Allem unbestechlich sein — unbestechlich selbst in seinen geheimsten Gedanken! Rechtschaffenes Herz, reines Gewissen und kühle Stirne, das sind drei Eigenschaften, die nothwendiger sind als der schwarze Talar und das ganze corpus juris! Kühle Stirn, Guido — auch wenn das Blut einmal etwas ungeberdig vom Herzen her zum Kopfe steigen will!" (Fortsetzung folgt.)

Erbprinz Wilhelm von Nassau, Erbgroßherzog von Luxemburg.

(Mit Porträt auf Seite 233.)

Seit dem am 23. November 1890 erfolgten Tode des Königs Wilhelm III. der Niederlande, der bekanntlich zugleich Großherzog von Luxemburg war, hat nach den Bestimmungen des oranisch-nassauischen Hausvertrages von 1783 in letzterem Lande Herzog Adolf von Nassau den Thron bestiegen. Der Herzog war in erster Ehe mit der Großfürstin Elisabeth, Tochter des Großfürsten Michael, vermählt, die aber bereits nach Jahresfrist, am 28. Januar 1845, starb. Sechs Jahre später schloß er eine zweite Ehe mit Prinzessin Adelheid, Tochter des Prinzen von Anhalt, welche ihrem Gemahl drei Kinder geschenkt hat, die Prinzessin Hilda, jetzige Erbgroßherzogin von Baden, den früh verstorbenen Prinzen Franz, und den am 22. April 1852 zu Biebrich geborenen Erbprinzen und Erbgroßherzog Wilhelm, den unser Porträt auf S. 233 in der Uniform des österreichisch-ungarischen Husarenregiments Kaiser Franz Josef Nr. 1 darstellt, dessen Kommandeur er früher war.

Der Zodschilapaß im Himalayagebirge.

(Mit Bild auf Seite 236.)

Im westlichen Himalaya ist einer der wichtigsten Pässe der vom Norden nach Kaschmir führende Zodschilapaß in einer Höhe von 3390 Meter über dem Meere, von dem wir auf S. 236 eine Ansicht bringen. Auf dem höchsten Punkte dieses Ueberganges, zu dem man von der Stadt Dras aus emporsteigt, hat sich aus dem geschmolzenen Schnee ein kleiner See gebildet, dessen Abfluß durch seine den bisher passirten Gewässern entgegengesetzte Richtung den Reisenden anzeigt, daß sie im Begriffe stehen, die Wasserscheide zum herrlichen Sindthal, der lieblichsten Gegend von ganz Kaschmir, zu überschreiten. Bald ändert sich beim Abstiege die Scenerie. Statt der Eismassen und kahlen Felsen gewahrt das Auge mit Entzücken wieder freundliche Bilder; prächtige Waldungen bedecken die Abhänge, und tief unten schlängelt sich der Fluß Sind durch ein üppiges Thal, das nach Somarg führt, von wo es weiter nach Srinagar, der Hauptstadt von Kaschmir, geht.

Der Kronenkranich.

(Mit Bild auf Seite 237.)

Die Heimath des Kronenkranichs (siehe das Bild auf S. 237) ist das tropische Afrika mit Ausnahme Madagaskars, wo er an buschigen Flußufern und in lichten Waldungen in Flügen bis zu vielen Dutzenden lebt. Dieser hübsche Vogel ist etwa 1 Meter hoch und klaftert mit den Schwingen 180 Centimeter. Ihn kennzeichnet sein farbensattes, schönes, dunkles Gefieder, das an Brust und Hals sich zu dem sogenannten Zopfe verlängert, der sammetartige schwarze Busch auf dem Vorderscheitel und die Krone auf dem Hinterkopf aus borstenartigen, nach oben sich strahlenartig ausbreitenden Gebilden, sowie die zerschlissenen Federn der Flügeldecken. In der Gefangenschaft gewöhnt der Kronenkranich sich leicht an den Menschen und ist einer der muntersten und unterhaltendsten Vögel unserer Thiergärten. Seine Nahrung sind Getreide, Sämereien und Grünzeug, gelegentlich auch Würmer, Insekten, Schnecken und Frösche.

Der Stein vom Abaïte.

Erzählung von Felix Lilla.

1. (Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1808 floh König Johann VI. von Portugal vor den anrückenden Heeren Napoleon's I. nach der Kolonie Brasilien, welche seit 1661 Portugal gehörte. Allein die Anwesenheit des Königs besserte die Verhältnisse keineswegs, wie die Kolonisten anfangs gehofft hatten. Nach wie vor wurden die Portugiesen den eingeborenen Kolonisten in jeder Beziehung vorgezogen, nach wie vor betrachtete die Regierung Brasilien nur als einen Gegenstand der Ausbeutung. Infolge dessen wuchs die Unzufriedenheit der Brasilianer von Tag zu Tag und machte sich im März des Jahres 1817 endlich durch einen Aufstand Luft. Viele Patrioten vereinigten sich, um das verhaßte Joch der Portugiesen abzuschütteln. In Pernambuco, Bahia und anderen Städten waren anfänglich die Rebellen Sieger. Doch die Regierung raffte sich zu ungewöhnlicher Energie auf, und es gelang ihr, den Aufstand mit Waffengewalt niederzuschlagen. Darauf begann eine grausame Verfolgung der Pat ioten. Alle Tage hörte man von Erschießungen angesehener Personen.

Das Gefängniß in der Küstenstadt Vittoria, in dem viele Patrioten eingekerkert waren, lag an einer so ungesunden Stelle, daß diejenigen Gefangenen, welche nicht rasch dem Standrecht verfielen, in der Regel bald am Fieber starben. In einer engen Zelle dieses höllischen Aufenthalles schmachteten die Brüder Antonio und Thomas de Souza. Einst reich und angesehen im Lande, waren nun ihre Güter eingezogen worden, und sie selbst dem Tode verfallen

Seit wenigen Tagen war wegen der Ueberfüllung des Gefängnisses noch ein dritter Gefangener in ihre Zelle gesetzt worden, der ebenfalls der Partei der Patrioten sich angeschlossen hatte, José Feliciano Gomez, seines Zeichens ein Diamantenschmuggler. Dieser kühne Abenteurer hatte vergeblich schon mehrere Fluchtpläne in's Werk zu setzen versucht.

„Zum Henker!" brummte er verdrießlich, „es wäre eine ewige Schande für mich, wenn ich unsere einfältigen Wächter nicht zu täuschen

vermöchte, ich, der ich doch so häufig die schlauen Aufseher des Diamantendistricts von Tijuco hinter's Licht führte! An und für sich fürchte ich den Tod nicht; ich habe ihm in der Wildniß oft kühn die Stirne geboten; doch ist es mir ärgerlich, hier, an eine Mauer gestellt, von erbärmlichen Miethlingen der Regierung erschossen zu werden!"

Die Brüder de Souza verhielten sich schweigsam. Das letzte Verhör hatte an diesem Morgen stattgefunden, ihr Urtheil war gesprochen, das wußten sie. Antonio dachte träumerisch an Mercedes Preto, seine liebe Braut.

Da klirrte der Riegel. Die Thüre wurde geöffnet, und herein traten mehrere Gerichtspersonen und einige Militärs, darunter Kapitän Garcia Alvarez, den Antonio mit finsterem Groll anschaute, denn dieser Mensch war sein bitterster Feind, sein Nebenbuhler, der lange schon sein begehrliches Auge auf Mercedes geworfen hatte. Der Gerichtsschreiber kündigte den drei Gefangenen an, daß sie am nächsten Tage um zwei Uhr auf dem Gefängnißhofe erschossen werden sollten. Die Verurtheilten hörten dies gefaßt und schweigend an, wußten sie doch, daß jede Widerrede unnütz sei. Die Gerichtspersonen und Offiziere verließen darauf die Zelle wieder, nur Kapitän Alvarez blieb zurück.

„Ich habe Ihnen noch eine interessante Mittheilung zu machen, Don Antonio," sagte er spöttisch „Sie können mir Glück wünschen zu meiner Verlobung mit Mercedes Preto."

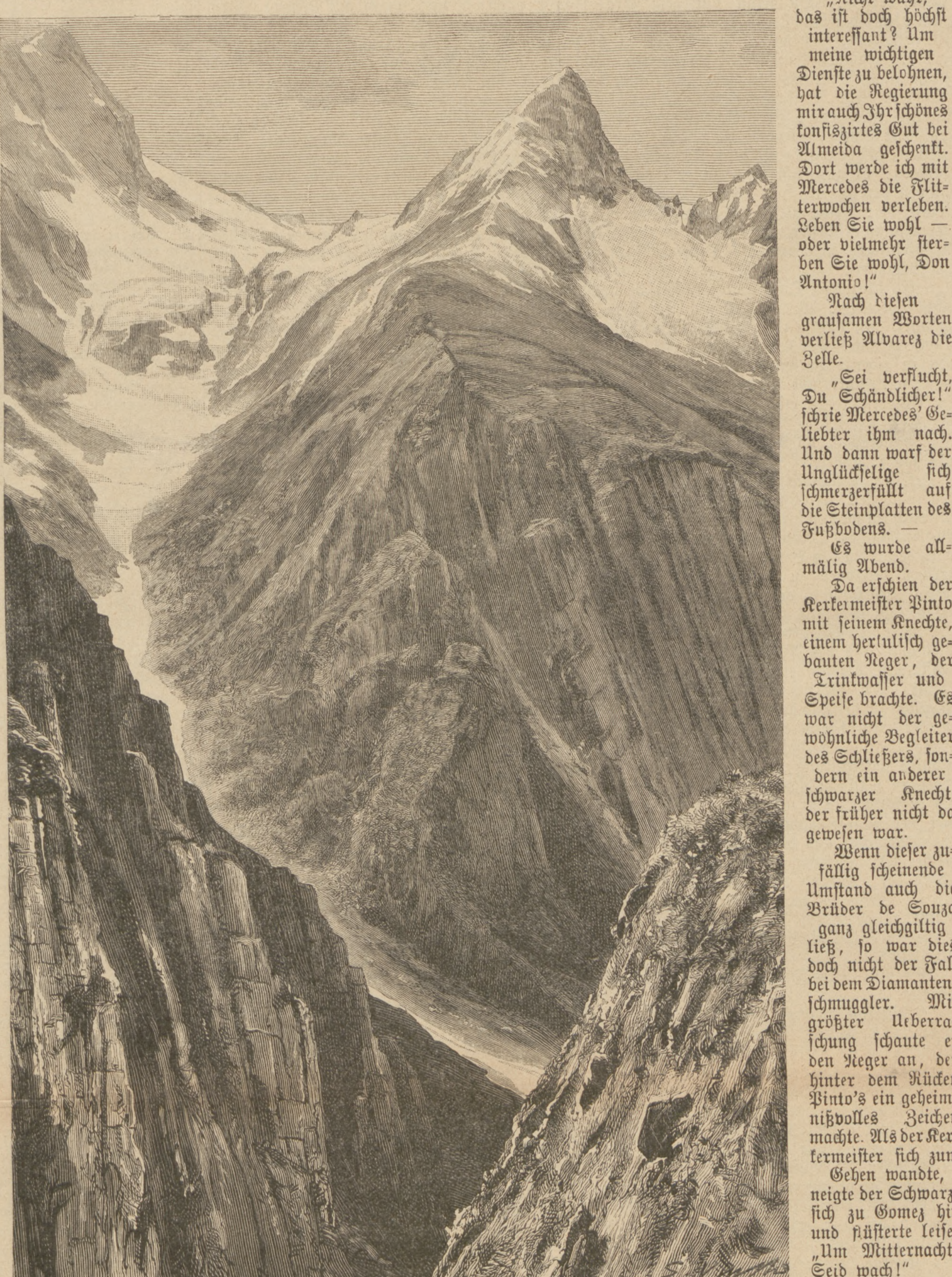
„Das ist eine Lüge!" keuchte der junge Mann.

„Reinste Wahrheit, Don Antonio! Ja, ja, so sind die Mädchen. Aus den Augen, aus dem Sinn! heißt es bei ihnen."

„Sie sind ein Elender, Don Garcia! Mercedes verachtet Sie. Wenn ich auch sterben muß, ihre Liebe folgt mir in das Grab."

„Trügerisch ist Ihr Wahn, Don Antonio! Ich will ja nicht sagen, daß die junge Dame mit wonnevollem Entzücken meinen Antrag annahm, aber sie that es doch endlich, weil sie sich dazu veranlaßt sah, um ihren Vater zu retten. Gelegentlich einer Haussuchung, die ich bei Rodrigo Saldanha abhielt, der sich infolge davon selbst erschossen hat, fand ich hochverrätherische Briefe des Manoel Preto. Ich begab mich damit zu Don Manoel und sagte zu ihm: 'Sie geben mir Mercedes, und ich werfe die Papiere in's Feuer, oder ich überliefere diese Papiere der Regierung und Sie damit dem sicheren Tode!' Da gab er sogleich klein bei und ebenso Mercedes, die nun meine liebe Braut ist."

„O, daß ich dies erfahren mußte!" ächzte der unglückliche Antonio.



Der Zodschilapaß im Himalayagebirge. (S. 235)

„Nicht wahr, das ist doch höchst interessant? Um meine wichtigen Dienste zu belohnen, hat die Regierung mir auch Ihr schönes konfiszirtes Gut bei Almeida geschenkt. Dort werde ich mit Mercedes die Flitterwochen verleben. Leben Sie wohl — oder vielmehr sterben Sie wohl, Don Antonio!"

Nach diesen grausamen Worten verließ Alvarez die Zelle.

„Sei verflucht, Du Schändlicher!" schrie Mercedes' Geliebter ihm nach. Und dann warf der Unglückselige sich schmerzerfüllt auf die Steinplatten des Fußbodens. —

Es wurde allmälig Abend.

Da erschien der Kerkermeister Pinto mit seinem Knechte, einem herkulisch gebauten Neger, der Trinkwasser und Speise brachte. Es war nicht der gewöhnliche Begleiter des Schließers, sondern ein anderer schwarzer Knecht, der früher nicht da gewesen war.

Wenn dieser zufällig scheinende Umstand auch die Brüder de Souza ganz gleichgiltig ließ, so war dies doch nicht der Fall bei dem Diamantenschmuggler. Mit größter Ueberraschung schaute er den Neger an, der hinter dem Rücken Pinto's ein geheimnißvolles Zeichen machte. Als der Kerkermeister sich zum Gehen wandte, neigte der Schwarze sich zu Gomez hin und flüsterte leise: „Um Mitternacht! Seid wach!"

Sobald die Gefangenen wieder allein waren, sprach der Diamantenschmuggler freudevoll mit gedämpfter Stimme: „Freunde, diesmal werden wir noch nicht sterben! Um Mitternacht winkt uns die Freiheit!"

„Sie träumen wohl, Don Gomez!" sagte Thomas verwundert.



Kronenkraniche. (S. 235)

„O Freiheit — wenn auch nur für einen Tag, um den verhaßten Alvarez vernichten zu können!“ flüsterte Antonio.

„Glauben Sie meinen Worten,“ sagte der Schmuggler. „Wir werden entkommen. Sahen Sie den Neger?“

„Ja,“ antwortete Thomas. „Es war nicht der gewöhnliche schwarze Knecht.“

„Nein, es war ein Anderer. Ich kenne ihn; er heißt Zambi und ist mir treu ergeben, denn er hat oft an meinen Diamantenschmuggeleien im Distrikt von Tijuco theilgenommen. Ich habe ihm einmal das Leben gerettet, nun will er mir den nämlichen Liebesdienst erweisen.“

In nicht geringer Aufregung verbrachten die Eingekerkerten die Zeit bis Mitternacht. Da klirrte ganz leise der Riegel, die Thüre wurde geöffnet, und der Neger erschien mit einer Blendlaterne.

„Seid Ihr wach, Don Gomez?“

„Wir erwarteten Dich.“

„Es ist Alles sicher. Hier habt Ihr einen Dolch und eine Pistole, Don Gomez! Folgt mir!“

„Und meine Gefährten?“

„Wohl, ihr Herren, kommt mit uns, aber rasch und tretet leise auf!“

Der Neger führte die drei Flüchlinge aus der Zelle auf den Korridor, wo eine Lampe hing, unter welcher auf einer Matte zwei Soldaten schnarchten. Am Ende des Korridors traten sie in das Wohnzimmer des Schließers. Pinto saß auf einem Lehnstuhl, festgebunden und geknebelt.

„Das habe ich gethan,“ kicherte Zambi. „Ich trat vorgestern bei ihm in Dienst. Er wird lebenslang an mich denken. Jetzt müssen wir zu dieser Thüre hinaus, eine Treppe hinaufsteigen und dann noch eine Leiter.“

Er führte die Flüchtlinge auf den Boden und zu einer runden Fensteröffnung in der Giebelmauer hin, durch welche sie in's Freie hinausschauten. Es war draußen stockdunkel. Man vernahm das Klirren der Waffen und die stampfenden Schritte entfernter Schildwachen. Zambi nahm einen zusammengerollten Strick auf, befestigte das eine Ende an einem Schrägbalken und ließ das andere zur Erde hinab.

„So geht's gut,“ sagte er. „Dann müssen wir über eine hohe Mauer steigen, die Leiter dazu liegt bereit, darauf durch einen morastigen Graben waten, dann gelangen wir in den Garten des Kommandanten und von da in's freie Feld.“

Zuerst ließ der Neger sich hinabgleiten. Darauf folgten die Anderen. Unten horchten die Vier einen Augenblick, und als sie kein verdächtiges Geräusch bemerkten, schlichen sie zur Mauer. Zambi hob eine Leiter auf und lehnte sie an, wonach Einer nach dem Anderen hinaufstieg, dann zogen sie die Leiter nach sich und benutzten sie auf der anderen Seite zum Hinabsteigen. Die Leiter warfen sie dann in den Graben, den sie mit einiger Beschwerlichkeit durchwateten.

Durch die tropische Vegetationspracht des Kommandantengartens eilten sie rasch, von Niemanden entdeckt. Als sie über den Zaun gestiegen waren, befanden sie sich im Freien.

„Wohin nun?“ fragte Thomas de Souza.

„Ohne Aufenthalt nach dem Westen,“ versetzte der Diamantenschmuggler, „südlich von dem Diamantendistrikt, in die große, dichte Waldeswildniß, wo die Botokuden hausen. Dort können wir uns bis in alle Ewigkeit verbergen vor den Nachstellungen der Schergen des Königs Johann.“

„Wollen wir zusammen bleiben?“

„Gewiß!“

„Und Zambi?“

„Ich gehe mit zu den Botokuden,“ rief der Neger. „Dort lebte es sich ganz herrlich.“

„Zuerst muß ich Mercedes noch einmal sehen und von ihr Abschied nehmen,“ sagte Antonio.

„Das kann geschehen,“ meinte Gomez. „Wir kommen auf unserem Wege an der Besitzung Manoel Preto's vorbei.“

„So lasset uns eilen!“

Die Flüchtlinge schritten rasch vorwärts auf der Landstraße. Um drei Uhr Morgens erreichten sie das Landhaus. Alle Bewohner desselben schienen im tiefen Schlafe zu liegen. Antonio klopfte heftig an die Thüre, worauf einige Hunde zu bellen anfingen. Dann steckte ein Hausneger den Kopf heraus, und gleich darauf erschien auf der Veranda auch Don Manoel.

„Wer klopft da?“ rief er ängstlich.

„Ich bin's, ich, Antonio de Souza!“

„Du, Antonio? Wie kommst Du hierher?“

„Ich habe mich mit Thomas und einem anderen Patrioten geflüchtet.“

„Und was willst Du nun hier?“

„Mit Mercedes sprechen!“

„Unglücklicher, eile von hinnen und bringe mich nicht in's Unglück!“

„Ich muß und will Mercedes sehen!“ schrie Antonio.

„He, Don Manoel!“ rief jetzt Thomas de Souza, „als ehemaliger eifriger Patriot von unserer Partei müssen Sie etwas für uns thun. Wir brauchen vier rasche Pferde.“

„Gutwillig kann ich euch keine Pferde überlassen, das würde mein Verderben sein. Aber ich kann euch nicht hindern, mit Gewalt zu nehmen, was euch gefällig ist.“

„Schon gut,“ sagte Thomas, „man wird, wenn es möglich ist, die Pferde später bezahlen. Don Gomez und Zambi, geht in den Stall und zäumt rasch die vier besten Pferde auf!“

Und jetzt stürzte Mercedes, eine junge Dame von blendender Schönheit, auf die Veranda.

„Du bist's, mein Antonio, mein Geliebter?“

„Ja, theure Mercedes! Es gelang mir, zu entfliehen.“

„Die Mutter Gottes und alle Heiligen seien dafür gepriesen! Frei bist Du, frei! Die Kugeln werden Dein Herz nicht durchbohren!“

„Bleibst Du mir treu, auch wenn wir getrennt sind?“

„Ach! Um das Leben meines Vaters zu retten, bin ich verkauft an Alvarez.“

In diesem Augenblick hallte aus der Ferne von der Stadt Vittoria her ein dumpfer Ton durch die Luft.

„Ein Kanonenschuß als Alarmsignal,“ sagte Thomas. „Unsere Flucht ist entdeckt! Wir müssen weiter!“

„Ja, wir müssen uns beeilen,“ sprach auch Gomez, der mit dem Neger, vier treffliche Pferde führend, herbeikam. „Zum Teufel! man wird uns scharf nachsetzen. Dieser Alvarez mit seinen Reitern wird bald hinter uns her sein.“

„Eile, eile!“ rief die junge Dame. „Geliebter, es gilt Dein Leben!“

„Bewahre mir die Treue!“

„Allezeit werde ich an Dich denken, von Dir träumen, für Dich beten!“

„Lebe wohl, Mercedes!“

„Lebe wohl, mein Antonio! Mögen Gott und die Heiligen Dich beschützen, mein Geliebter!“

Die vier Flüchtlinge schwangen sich auf die Pferde und sprengten davon.

2.

Es war acht Tage später. Die Sonne brannte mit versengender Gluth nieder auf den Urwald und die weiten Savannen südwestlich von der Ortschaft Villa-Rica, in welchem Städtchen die Flüchtlinge bei guten Freunden sich mit Geld, Waffen und Proviant hatten versehen können. Doch war ihres Bleibens dort nicht lange; sie wurden von einer Rotte regierungsfreundlich gesinnter Bürger vertrieben. Man hatte auch Eilboten nach Vittoria gesandt, um ihnen die Verfolger auf die Fersen zu hetzen.

Der Tag neigte sich eben, da gelangten die vier Männer, nachdem sie mehrere Stunden über die ausgedörrte Savanne geritten waren, an einen sumpfigen See, der sich meilenweit nach rechts und links ausdehnte. Es war ein Gewässer von unheimlichem Aussehen, hier und da mit Schilf bewachsen. Aber kein Vogel zwitscherte an seinen Ufern, kein munterer Fisch plätscherte in der trüben Fluth. Todtenstille herrschte ringsum.

Die abgehetzten Pferde konnten kaum weiter.

„Hier müssen wir nothwendig etwas rasten,“ sagte Thomas de Souza.

„Nein,“ widersprach Gomez, „wir müssen über den See. Das ist sicherer, falls wir verfolgt werden.“

„Wohl, so wollen wir hindurchreiten. Das Wasser scheint nur seicht zu sein.“

„Das wird nicht angehen.“

„Warum denn?“

„Weil das Wasser von elektrischen Aalen bevölkert ist, deren furchtbare Entladungen unsere Pferde und uns selbst betäuben und vielleicht sogar tödten würden. Mit diesen schrecklichen Thieren können selbst die Alligatoren nicht fertig werden, welche deshalb seit Jahren den See verlassen haben.“

„Woher wissen Sie dies so genau, Don Gomez?“

„Ich bin schon früher in dieser Gegend gewesen.“

„Ja, dann müssen wir also um den See reiten, einen meilenlangen Umweg machen.“

„Ich weiß besseren Rath. Nicht weit von hier springt eine Landzunge weit vor, und dort befindet sich ein Fährprahm, welchen die wenigen Ansiedler der Gegend zu benutzen pflegen, wenn sie den See kreuzen wollen.“

„Reiten wir also dorthin!“

Bald fanden sie die Landzunge, wo eine Hütte stand, deren Bewohner jedoch abwesend war. Zum Glück war der Fährprahm an der kleinen Holzbrücke am Ufer festgebunden und nicht jenseits. Gomez und Zambi trieben die Pferde darauf, nachdem man sie hatte trinken lassen, was die Thiere instinktmäßig mit äußerster Vorsicht thaten, gleichsam als ob sie die Nähe des versteckten Feindes, des furchtbaren Gymnotus electricus, witterten. Mit Stangen wurde dann der Prahm nach dem jenseitigen Ufer langsam und vorsichtig hingeschoben. Auf solche Weise passirten sie ohne Unfall den unheimlichen See, der an dieser schmalsten Stelle etwa fünfhundert Schritte breit war.

Kaum waren sie in Sicherheit drüben, als auf der anderen Seite ein zweiter Reitertrupp erschien. Es war Kapitän Garcia Alvarez mit seiner Schaar von Lanciers.

„Welches Glück, daß wir noch rechtzeitig herüber kamen,“ sagte der Diamantenschmuggler. „Wir können hier in aller Ruhe ein Weilchen lagern; die Lanciers werden es gewiß nicht wagen, das Gewässer zu durchreiten.“

Darin schien er sich aber doch zu täuschen. Man konnte bemerken, daß Alvarez, der die Flüchtlinge endeckt hatte, seinen Leuten befahl, in den See zu reiten. Einige schienen ihm indeß Vorstellungen zu machen, nur etwa zwölf Lanciers lenkten ihre Pferde in's Wasser. Alvarez selbst ritt voraus.

„Sobald er nahe genug herangekommen ist, schieße ich ihn nieder,“ sprach Antonio finster.

„Spart das Pulver!“ sagte Gomez. „Es wäre wirklich höchst sonderbar, wenn die elektrischen Ungeheuer ihn frei passiren ließen. Gerade um diese Tageszeit pflegen die interessanten Bestien am muntersten zu sein.“

Die Lanciers waren etwa siebzig Schritte weit in den See hinein geritten und kamen in tieferes Wasser, als ihre ohnehin schon störrischen Pferde plötzlich ganz wild wurden und sich wüthend bäumten, so daß sie sich nicht mehr bändigen ließen. Einige rannten zurück, ihren Reitern zum Trotz. Nur sieben Soldaten folgten noch weiter dem verwegenen Anführer.

Da stießen dessen Pferd und das ihm am nächsten folgende markerschütternde Schreie aus. Die Thiere wankten und brachen betäubt zusammen. Panischer Schrecken erfaßte die anderen Lanciers, und sie jagten zurück zu den Kameraden am Lande. Man sah, wie Alvarez sich von seinem gestürzten Pferde frei machte und nach dem Ufer zurückzuwaten Willens war.

Antonio hob seine Flinte und legte auf den Todfeind an. Aber bevor er losdrücken konnte, wankte Alvarez, sein Antlitz verzerrte sich, und er fiel im Wasser um. Er war auf einen weichen, schlüpfrigen, beweglichen Gegenstand getreten und hatte im selben Augenblick einen furchtbaren elektrischen Schlag erhalten, der ihn betäubte. Unfähig, sich zu bewegen, sank er unter in der trüben Fluth und kam nicht mehr zum Vorschein.

„Er hat seine Verwegenheit mit dem Leben bezahlt," sagte Thomas de Souza.

„Diesmal haben die schauderhaften Bestien wirklich ein verdienstliches Werk gethan," meinte der Diamantenschmuggler.

„Jetzt bin ich von einer großen Sorge befreit und kann heiterer in die Zukunft blicken, denn meine geliebte Mercedes braucht nun diesen herzlosen Unhold nicht mehr zu fürchten," sprach Antonio.

Die Lanciers am anderen Ufer, ihres Anführers beraubt, hatten jede Lust zu weiteren Unternehmungen verloren. Von Schrecken erfüllt kehrten sie um.

Die Flüchtlinge lagerten ruhig die Nacht über auf einem Grasfleck am See und setzten am nächsten Morgen ihre Flucht nach dem derzeit noch wenig erforschten Inneren fort, bis in den damals nur von einigen Botokudenhorden bewohnten Urwald südwestlich von dem Diamantengrubendistrikt von Tijuco und jenseits der Grenzen vom Goyaz. Diese Gegend, ungefähr neunzig Meilen entfernt von Serro do Frio, durchströmt der kleine Fluß Abaïte. In dieser Einsamkeit siedelten sie sich an. An Wild und Früchten war kein Mangel. Was sie sonst noch bedurften, schaffte der treue Zambi herbei. Von den Botokuden oder Aymores, wie diese Wilden sich selbst nennen, wurden sie zuweilen belästigt, im Allgemeinen lebten sie aber ohne Sorgen. Nur Antonio schien von Tag zu Tag bleicher und stiller zu werden.

So vergingen anderthalb Jahre. Da kam eines Tages Gomez von einem Ausfluge zurück, den er gemacht hatte, und legte triumphirend einige blitzende Steinchen auf den Tisch.

„Es sind kleine Diamanten!" rief er. „Ich habe sie im Kiesgrunde des Abaïte gefunden, der also diamantenhaltig ist. Die Edelsteine müssen in der nassen Jahreszeit von den Bergen heruntergeschwemmt worden sein."

„Was sollen wir hier machen mit dem eitlen Plunder?" sagte geringschätzig Thomas de Souza.

„Wer weiß, wozu wir sie einst brauchen können," versetzte der Schmuggler. „Es kann nicht schaden, solche Steinchen bei Gelegenheit zu sammeln."

Einige Tage später ging Antonio mit melancholisch gesenktem Haupte, von Mercedes träumend, im beinahe ausgetrockneten Strombette des Abaïte. Da sah er plötzlich im Sonnenlichte ein flammendes Aufblitzen zu seinen Füßen.

„Ein Diamant für Gomez!" dachte er und bückte sich darnach.

Nur mit einiger Mühe konnte er den Stein aus dem Kiesgrunde losmachen, und als er ihn in der Hand hielt, erstaunte er über dessen Größe — wenigstens achtzehn Unzen Gewicht und von der Größe eines mäßigen Apfels! „Das ist doch wahrscheinlich nur ein werthloser Kiesel," dachte er und wollte den Stein wieder wegwerfen, als er sich doch besann und den Entschluß faßte, das Fundstück dem sachkundigen Gomez erst zu zeigen. Er brachte also den Stein in die Hütte.

„Gomez, ist dies wirklich ein Diamant?"

„Alle Teufel!" schrie der Schmuggler und zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung. „Ja, das ist ein Diamant vom reinsten Wasser, und zwar der erstaunlichste, der je gefunden wurde, das größte Edelsteinwunder Brasiliens! Kein Fürst der Erde hat Geld genug, um diesen Stein seinem wirklichen Werthe entsprechend bezahlen zu können."

„Aber möglicher Weise könnten wir, wenn wir ihn an den Kronschatz ausliefern, dafür unsere Begnadigung erlangen, sowie Aufhebung der Konfiskation unserer Güter und außerdem noch reiche Belohnungen."

„Da haben Sie Recht, Don Antonio! Dieser wunderbare Stein wird Sie mit Ihrer Mercedes endlich vereinigen."

„Wenn das geschieht, so sollen Gott und die Heiligen ewiglich dafür gelobt sein, daß sie mich diesen Fund machen ließen!" flüsterte mit frohbewegtem Herzen der junge Mann.

Gomez war befreundet mit einem Pfarrer in Villa-Rica. Mit diesem setzten die Flüchtlinge sich durch Zambi's Vermittelung sogleich in Verbindung. Der Geistliche war gern bereit, die nöthigen Schritte zu thun. Er empfing den Diamanten und begab sich damit nach der Stadt Tijuco zu dem Generalgouverneur der Diamantengruben, der ohne Verzug eine Kommission von Sachverständigen zusammenberief, die nach genauer Prüfung erklärte, dieser Stein sei das seltenste Naturwunder Brasiliens, das reichste Geschenk, welches einem Könige dargebracht werden könne. Es wurden darauf Gnadengesuche für die Flüchtlinge ausgefertigt, der Diamant aber an den König nach Rio de Janeiro geschickt. Auch dort erregte der Stein das größte Aufsehen und bestand jede Probe. Seiner Größe wegen konnte er nicht gefaßt werden. Johann VI., ein Liebhaber von Edelsteinen, ließ ihn daher an einem Ende durchbohren und trug bei feierlichen Gelegenheiten das Kleinod an einer goldenen Kette um den Hals.

Die Gnadengesuche für die Finder und Ablieferer des Diamanten wurden vom König genehmigt, die Konfiskation der Güter aufgehoben, dazu noch reiche Belohnungen ertheilt. Der große Diamant vom Abaïte war es denn auch, der Antonio mit Mercedes bald darauf für immer vereinte.

Als einige Zeit später — 1822 — Brasilien ein selbstständiges Kaiserreich wurde und Dom Pedro den Thron bestieg, da sahen auch die Patrioten des Landes ihren höchsten Wunsch, wofür so viele von ihren Gesinnungsgenossen hatten verbluten müssen, erfüllt. Wäre dies tragische Schicksal auch dem Antonio de Souza widerfahren, wäre er auf dem Gefängnißhofe zu Vittoria erschossen worden, so würde der Milliardendiamant höchst wahrscheinlich noch unbeachtet im Kiesgrunde des Abaïteflusses liegen.

Man hat dort viel gesucht seitdem, aber keinen zweiten großen Diamanten weiter gefunden, der es werth wäre, mit dem berühmten Souza-Steine verglichen zu werden.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Königin und der Holzknecht. — Unter allen Landesfürsten, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts auf deutschen Thronen saßen, erfreute sich wohl keiner bei seinem Volke solcher Beliebtheit, wie König Max I. von Bayern. Von seiner Leutseligkeit erzählt man heute noch rührende Züge, welche sämmtlich aus der landesväterlichen Absicht hervorgingen, durch persönlichen Verkehr mit den Geringen im Volke etwa vorhandene Nothstände kennen zu lernen, um Abhilfe zu schaffen und um, soweit es in menschlicher Macht, Thränen des Kummers in Freudenzähren zu verwandeln. Eine treue Gehilfin hatte bei dieser Liebesthätigkeit der gute König an seiner gleichgesinnten Gemahlin, der Königin Karoline, welcher besonders die Noth armer Landleute sehr zu Herzen ging. Dieser Samaritersinn leitete das königliche Paar unter Anderem bei dem Gespräch mit einem armen Holzhauer, dessen Bekanntschaft es einst im Gebirge machte. Als großer Naturfreund weilte nämlich König Max mit seiner ganzen Familie häufig zu Tegernsee, dem bekannten am See gleichen Namens reizend gelegenen Dörfchen im südlichen Bayern. Vom Balkon ihres Landhauses beobachtete die Königin in dem besonders heißen Sommer auf der dem See gegenüberliegenden bewaldeten Berghalde tagtäglich einen Waldarbeiter, der, mit dem Fällen von Bäumen beschäftigt, vom frühesten Morgen bis Sonnenuntergang seinem mühseligen Erwerb nachging. Mitleidsvoll theilte die gute Königin ihrem Gemahl diese Wahrnehmung mit, wobei sie ihr schmerzliches Bedauern äußerte, daß, während sie mit ihren Lieben in Herrlichkeit und Freude lebe, der Arme trotz unsäglicher Mühe vielleicht kaum das trockene Brod für sich und seine Familie verdiene. König Max meinte nun freilich, diese Leute seien von Kind auf an die einfachste Lebensweise gewöhnt. „Uebrigens," fügte er gütig hinzu, „können wir uns ja leicht Gewißheit verschaffen. Wir lassen einfach den Mann kommen, dann erfahren wir sicher das Richtige."

Gesagt, gethan. Ein Diener erhält den Auftrag, über den See zu fahren und den Waldarbeiter zum König zu bescheiden. Derselbe ist auch sofort bereit, dem königlichen Auftrag nachzukommen, und so erscheint er eine halbe Stunde darauf in dem nämlichen Kostüm, in welchem ihn der Kammerdiener im Walde angetroffen hatte, im Salon der königlichen Villa. Hemdärmelig und verschwitzt, Kinn und Wangen mit viertelzollangen Bartstoppeln bedeckt, schreitet er sofort auf den König zu und reicht ihm, der Königin den Rücken zuwendend, die Rechte mit den aus rauher Kehle kommenden Worten: „Grüß Gott! Dös g'freut mi, daß D' an mi denkt hast." Dann ließ er sich unaufgefordert auf einen Sessel nieder und sagte: „Na, da sitzt ma ja ganz gut, bin heut' scho sakrisch müd' word'n."

Der König bedeutete hierauf den Mann, daß es zunächst die Königin sei, die ihn zu sprechen wünsche, weil sie fürchte, daß er trotz seines Fleißes mit seiner Familie vielleicht Mangel leide. „Wieviel," fragte dann der König, „beträgt denn Euer Taglohn?"

„Der Verdienst," erwiederte der Holzknecht, „is nit schlecht. An ganzen Sechsbätzner verdien' i mir oan Tag um 'n andern. Gelt, da schaust?"

In der That wechselten König und Königin verwunderte Blicke, freilich in dem der Meinung ihres Gastes entgegengesetzten Sinne.

„Und dieser Verdienst," forschte der Monarch weiter, „genügt Euch, um Frau und Kinder zu ernähren? Wieviel Kinder habt Ihr denn, guter Mann?"

„Vier Buabn und drei Dirndln," war die überraschende Antwort.

Gerührt erkundigte sich darauf die Königin nach den sonstigen Familienverhältnissen ihres Schützlings und richtete schließlich ahnungslos die Frage an ihn: „Da lebt Ihr wohl recht glücklich mit Eurer Frau?"

Damit hatte aber die theilnehmende Fürstin einen wunden Punkt berührt, wie sie, ihre Leutseligkeit bereuend, aus der Antwort ihres Gastes erkannte. Dieselbe lautete nämlich: „Ja weißt, mei' Weib, 's Burgei (Walburg), di is 'm Teufel z'schlecht. Bal' (sobald) i aus 'm Wirthshaus dampfi (angeheitert) hoamkimm, hat's Weib' a Schandmaul."

Das war der guten Königin denn doch zu bunt und entrüstet rief sie: „Pfui, schämt Euch! Nur ganz verkommene Menschen vergessen sich soweit, daß sie sich betrinken."

Dem Manne aber, dem diese Botschaft galt, schien der Glaube gänzlich zu fehlen, denn lachend sprach er zum König die geflügelten Worte: „Schau, schau, hast scheint's g'rad so oane!"

Da verging der edlen Fürstin, der ihr mitleidiger Sinn so seltsame Früchte trug, alle Lust, weitere Fragen zu stellen. König Max aber soll im Leben nicht so herzlich gelacht haben; er entließ seinen urwüchsigen Gast mit dem Geschenk von drei sein Bildniß tragenden Dukaten und dem gemessenen Befehl, dieselben ja nicht im Wirthshaus zu vertrinken, sondern sie einstweilen im Kasten zu verwahren, später aber seinen drei Dirndln in die Ehe mitzugeben, zur Erinnerung an ihren gnädigen König und ihre menschenfreundliche Königin. [E. Sch.]

Zur Geschichte des Spinnrads. — Amerika war entdeckt, das Pulver, der Buchdruck, die Schlaguhr waren erfunden, gewaltige Veränderungen hatten sich im öffentlichen und häuslichen Leben unseres Volkes vollzogen, aber noch immer spann die deutsche Frau mit der einfachen Wandspindel, wie sie schon Jahrtausende zuvor die Bewohnerinnen der Pfahlbauten gebraucht hatten. Da endlich, um das Jahr 1530, tauchte das erste Spinnrad auf. Als Erfinder wird ein Bildschnitzer, Meister Jürgens aus Watenbüttel an der Ocker (4 Kilometer von Braunschweig) genannt. Dies erste Spinnrad bestand aus einem länglichen Kasten, der Spinnlade, an der sich links die Spindel, rechts das Rad befand, das mittelst eines an einer der Speichen angebrachten Griffs (wie bei dem noch jetzt gebräuchlichen Garnhaspel) in Bewegung gesetzt werden mußte, so daß die Spinnerin nur die Linke zur Anfertigung des Fadens frei behielt. Die Spinnlade verschwand etwa um 1650, und an ihre Stelle trat das bekannte dreibeinige Gestell, das links die Spindel, rechts zwischen zwei Armen das Rad trägt und den unschätzbaren Vortheil bietet, daß das Rad mittelst des Tretbretts, des „Knechts", und einer Kurbel mit dem Fuße bewegt wird, die Spinnerin mithin beide Hände frei hat. Diese dreibeinigen, langgestreckten Gestelle — „Mein Spinnrad hat drei Beine, mein Schatz liebt mich alleine," ist ein häufig wiederkehrender Rockenblattspruch — hießen „Langschwänze" und blieben über hundertfünfzig Jahre allgemein im Gebrauch. Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts tauchte eine neue Form des Spinnrads auf, das sogenannte „Kluckenrad", bei welchem das Rad, statt wie bisher seitwärts, vielmehr unterhalb der Spindel liegt. Der einzige Vorzug der einfachen „Klucke" vor dem „Langschwanz" war die handlichere und gefälligere Form. Bald aber wußte man der veränderten Stellung des Rades auch einen praktischen Nutzen abzugewinnen, und so entstand durch Anbringung zweier Spindeln statt einer die „zweispillige Klucke", bei der das Rad gleichzeitig zwei Spindeln dreht und die Spinnerin mit jeder Hand einen Faden zieht. Damit hatte das Spinnrad die höchste Stufe seiner Ausbildung erreicht. Mit der inzwischen erfundenen Spinnmaschine aber vermochte selbst die „zweispillige Klucke" nicht zu wetteifern, und so ist denn nach etwa dreihundertfünfzigjähriger Herrschaft das Spinnrad heute schon so spurlos aus dem deutschen Hause verschwunden, daß die Jugend es bereits in den Museen aufsuchen muß, um eine Vorstellung von diesem ehemals unentbehrlichen Geräthe zu gewinnen. [Hhs.]

Eine zeitgemäße Steuer wäre eine solche auf Spielgewinnste, wie sie der spanische General Ambrosius Spinola zur Zeit des dreißigjährigen Krieges bei seinen Truppen einführte. Spinola sah ein, daß er seiner Soldateska die Karten und Würfel trotz der schärfsten Verbote nicht aus den Händen winden konnte. Er ließ daher große eiserne Büchsen anbringen und gebot durch beigehefteten schriftlichen Befehl, daß der Gewinnende mindestens den zehnten Theil seines Gewinnstes in die Büchsen zum Besten der Armen einlegen müsse. Die Büchsen füllten sich in der Regel sehr rasch. Spinola aber sagte: „Wer Geld zu verspielen hat, soll die Armen auch etwas gewinnen lassen." [G. Sch.]

Humoristisches.



Acceptirter Vorschlag.

Lebensversicherungsagent: Jede Art der Versicherung können Sie bei uns haben. Ich empfehle Ihnen besonders die Versicherung auf Zeit —

Bauer: Na, da versichern Sie mich halt auf 85 Jahre — ich möcht' gern grade so alt werden, wie mein Vater selig.



Ungerechter Vorwurf.

Unteroffizier (der beim Schwimmunterricht einen Mann an der Schwimmleine hält): Zum Kukuk, was der Pichelhuber für Wasser schluckt! Der denkt doch auch an nichts, als an's Trinken.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 29:
Eine gelehrte Frau und eine versalzene Suppe sind beide ungenießbar.

Charade.

Die beiden Ersten, von Holz und Stein,
Gar reichen Segen schließen sie ein;
Die beiden Letzten in fernen Zonen,
Ein kleines schmutziges Völkchen, wohnen.

Es führt das Ganze flink und gewandt
Mit kräftigem Drucke der Dienstmagd Hand,
Wenn mit ihm sie nahte, o wie entsetzten
Sich sicherlich dann die beiden Letzten.
[F. Müller-Saalfeld.]

Auflösung folgt in Nr. 31.

Buchstaben-Räthsel.

Nachgebildet der Natur
Wird's von Künstlerhand mit B;
Fern vom Wege der Kultur
Liegt's verlassen da mit W. [E. Milius.]

Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösung des Räthsels in Nr. 29: der Buchstabe l.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.